Gallery Weekend in Berlin: More than just art, it’s a bleedin’ sport

Der Satz, den man am vergangenen Gallery Weekend am meisten hörte, ging ungefähr so: „Ich bin gestern den ganzen Tag durch die Stadt gelaufen und habe gerade mal acht Galerien gesehen.“ So etwa die zauberhafte Birgit S., die noch beim Galadinner am Samstagabend völlig außer Atem war, weil sie noch einen Text schreiben musste. Für Journalisten ein Alptraum, war das Wochenende für reguläre Kunstinteressierte natürlich ein absoluter Traum. In der Frieze d/e, dem am Donnerstag vorgestellten deutschen Ableger der englischen Kunstzeitschrift, ist zu lesen, dass die Berliner Kunstwelt eigentlich eine große, wandelbare Blase ist, ein historisch und emotional bezugsfreies System, das sich aus zu- und abreisenden Künstlern, Sammlern und Galeristen zusammensetzt. Wenn das wahr ist, wofür einiges spricht, dann erreicht diese Blase während des Gallery Weekends im Mai ihre größten und schillerndsten Ausmaße. 44 der besten an guten Galerien eben nicht armen Stadt taten sich zusammen und zeigten ein zeitgenössisches Kunstprogramm, das nicht nur faszinierender als das Artforum ist, die Berliner Herbstmesse, sondern auch internationale Akzente setzt.

Aufgehübscht durch nicht enden wollende Abendessen und Partys, für die man die soziale Agilität eines Hollywoodagenten und die physiologische Stamina eines Rennpferds benötigt. In Abwandlung eines Spruches, der in der Postkartenausstellung der großen britischen Kunstdemokratisierer Gilbert und George in der Galerie Arndt in der Potsdamer Straße zu lesen ist, könnte man sagen: „It’s more than just art, it’s a bleedin‘ sport“. Im Original geht es um S&M-Sex und der Werbeflyer, auf dem das Sprüchlein steht, macht sich äußerst adrett neben den anderen Postkarten, die die Londoner Touristenidyllen von Big Ben und Co. zeigen.

Aber natürlich muss es gar nicht wehtun. Das Gallery Weekend ist sehr wohl kompatibel mit ausgedehnten Spaziergängen und entspannenden Samstagsbeschäftigungen. Man muss es nur ausdehnen. Fast alle der Galerieschauen laufen noch für ein paar Wochen, sodass man sie sich auch in Ruhe ansehen kann. Selbst, wenn Sie, liebe Leser, das Weekend ganz verschlafen, und sich stattdessen für eine Fahrradtour im Brandenburgischen oder einen Tag im Volkspark Friedrichshain entschieden haben: Sie haben nur wenig verpasst, das sie nicht nachholen können. Hier eine gänzlich subjektive und ungerechte Auswahl an Galerieausstellungen, die Sie sich unbedingt anschauen sollten.

Die erste Station, ideal für einen Samstagnachmittag, sollte das neue Berliner Galerienviertel um die Potsdamer Straße sein. Schon vor ein, zwei Jahren begannen einige Galerien, in die Gegend zwischen Bülowstraße und Neue Nationalgalerie zu ziehen und plötzlich sind ganz viele da. Am spektakulärsten nimmt sich wahrscheinlich der neu eröffnete Ableger der Londoner Galerie Blain/Southern aus, die die ehemalige Druckerhalle des Berliner Tagesspiegels in einen Kunstraum verwandelt hat, der wegen seiner gigantischen Ausmaßen an die Turbine Hall der Londoner Tate Modern erinnert. Die Eröffnungsausstellung „Turning the Seventh Corner“ zeigt eine neue Schattenskulptur von Tim Noble und Sue Webster, für die sie einige in Gold getauchte, mumifizierte Eichhörnchen, Mäuseskelette und Hühnerfüße so arrangiert haben, dass diese in einem bestimmten Licht Schatten an die Wand werfen, die im Profil die Gesichter der Künstler zeigen. Um zur Skulptur zu gelangen, muss man sich aber erst einmal durch eine äußerst dunkle, sich mal verengende, mal erweiternde, mal aufwärts, mal abwärts verlaufende Passage begeben, die dem Weg zur Grabkammer der Cheops-Pyramide von Gizeh nachempfunden ist – man muss also selbst Mäuschen spielen.

Wieder unter freiem Himmel, kann man ein paar Straßen weiter bei der wie immer großartigen jungen Galeristin Tanya Leighton lernen, warum es mitunter produktiv ist, Dinge wieder zu verlernen.

Cicero, Online, 2 May 2011
by Daniel Schreiber

Dem ganzen, manchmal pompösen und etwas in die Jahre gekommenen Bedeutungsdrama der Konzeptkunst setzen junge Künstler wie Pavel Büchler, Dan Rees und Pamela Rosenkranz hier einen betont einfachen Zugang zum Kunstwerk in Szene. Aus einem Baum wird ein Mast, aus dem durch Hobelarbeiten wieder etwas Baumartiges wird. Dabei geht es nicht um Umweltschutz oder das Waldsterben im Amazonas sondern um das Werk an sich. Das wirkt irgendwie frisch. Obwohl man natürlich besser darüber schreiben könnte, wenn die Arbeit vom Regenwald handelte.

In den neuen, schönen Galerieräumen von Esther Schippers kann man testen, wie viel Disziplin nötig ist, um seine Impulse zu kontrollieren. Gabriel Kuri, der mexikanisch-belgische Künstler, hat dort Geldscheine zwischen Konstruktionen aus weißen Marmorplatten gesteckt und verschiedene Modelle von Papierhandtuchspendern an die Wand gehängt, samt benutzerfertigen Handtüchern. Die Galerie Sassa Trülzsch zeigt neue Arbeiten von Dietmar Detzner, für die er Rußzeichnungen hinter schicken Plexiglaskonstruktionen versteckt und so den abstrakten Bildraum um eine Dimension erweitert. Bei Klosterfelde macht John Bock eine Menge Lärm mit automatisieren Türen, Schlössern und Fußbodenleisten.

Wenn Sie danach nicht in der Viktoriabar hängen bleiben, die meines Wissens immer einen Besuch wert ist, dann könnten Sie theoretisch weiter nach Mitte, das gebeutelte ehemalige Kreativzentrum des Berliner Kunstbetriebs und sich in den Kunstwerken ein türkisches Pils holen. Cyprien Gaillard, der sich mit Ruinen und der westlichen Aneignung nicht-westlicher Kunstwerke auseinandersetzt, hat dort eine Pyramide aus Effes-Bierkisten aufgebaut, die inzwischen aussieht, als wäre sie von einer Horde wilder Partytouristen verwüstet worden, was wahrscheinlich auch genau der Fall ist. Also, Sie holen sich ein Bier und spazieren dann weiter zur Linienstraße. Ein Must-See ist die wunderbare Farbfotografie-Schau in der Galerie Kicken Berlin, die einen Parcours zusammengestellt hat, wie er selten zu sehen ist: Angefangen mit frühen Arbeiten von Rudolf Koppitz und László Moholy-Nagy bis hin zu den großen amerikanischen Meistern William Eggleston und Stephen Shore, die das in der Kunstwelt lange verschriene Genre zur Blüte brachten. Wunderschön kuratiert und feinsinnig abgestimmt, mal melancholisch, mal aufreibend, kann man sich an der Ausstellung nicht satt sehen.

Und natürlich gibt es Ai Weiwei bei Neugerriemschneider. Zwar darf man nur hinter vorgehaltener Hand sagen, dass die aus Bruchholz zusammengezimmerten Bäume und die notdürftig geformten Porzellantreppchen des chinesischen Künstlers etwas enttäuschen, aber man kann sich einen Button des Künstlers Rirkrit Tirivanija abholen, auf dem auf Deutsch, Englisch und Chinesisch die Frage steht, die gerade viele von uns beschäftigt: „Wo ist Ai Weiwei?“

Und schließlich – und danach, liebe Leser, haben Sie frei – muss man bei Sprüth Magers in der Oranienburger Straße vorbeischauen, bei der wohl sensationellsten Schau dieses Frühjahrs. „I AM NOT FREE BECAUSE I CAN BE EXPLODED ANYTIME“ heißt die Installation des Künstlers Sterling Ruby aus Los Angeles, und der Titel macht Sinn. Durch Graffiti massakrierte, minimalistische Skulpturen stehen neben riesigen, roten Kunstharz-Stalagmiten; gigantische Textil-Tropfen hängen von der Decke; schmutzfarbene, graffitieske Malereien schmücken die Wände; und all das wird akzentuiert von wie von Kinderhand gefertigten Keramiken. Eine dystopische Landschaft des Wahnsinns also, die mit gut überlegten kunsthistorischen Bezügen über den Moloch meditiert, der Los Angeles ist, mit seiner Armut, seiner Kriminalität und seinem riesigen Chrystal-Meth-Problem. Die ganze, aufgestaute Aggression der ungleichen, ehrgeizigen und glitzernden Westküstenwelt, die normaler Weise nur unter der Oberfläche brodelt, tritt da aus jedem Winkel, aus jeder Pore. Im Zusammenhang mit der Werkgruppe steht die Filmarbeit „Masturbators“, die die Galerie allerdings nur für drei Tage am vergangenen Wochenende zeigte.

Neun überlebensgroß an weiße Wände projizierte Videos zeigen Pornoschauspieler aus der Stadt mit der größten Pornoindustrie der Welt, wie sie ohne jede Hilfsmittel… nun ja, Sie wissen schon. Nur drei von den neun tätowierten, Playmobilmännchen nicht unähnlichen, körperlichen Schwerstarbeitern kommen dabei ans Ziel. Und irgendwann bringen ihre hilflosen, schmerzhaft wirkenden Versuche den Betrachter dazu, dass sie einem regelrecht leidtun. Man selbst verlässt die Ausstellung aus irgendeinem Grund ganz beschwingt. Wahrscheinlich, weil man sich freut, nicht in LA, sondern in Berlin zu wohnen. Denn es ist Frühling, die Kunst ist gut, und, wenn es der Diätplan erlaubt, könnte man eigentlich nochmal in die KW und sich ein zweites Bier holen.